

Oberösterreichische Heimatblätter

Herausgegeben vom Institut für Landeskunde am o.-ö. Landesmuseum in Linz
durch Dr. Franz Pfeffer

Jahrgang 3

Heft 4

Oktober-Dezember 1949

Inhalt

	Seite
Erna Blas: Hans von Hammerstein. Ein Dichter der Natur	289
Dr. Otto Wuhel: Oberösterreichs Denkmalspflege in der Krise der Zeit	297
DDr. Eduard Kriebbaum: Die Wallner. Zur Biologie und Psychologie der Bewohner des Kobernauferwaldes	311
Dr. Kurt Holzer: Das Greiner Marktbuch und der Illuminator Ulrich Schreier	325
Dr. Josef Kneidinger: Über vorgeschichtliche Spinneret und Weberei. Funde aus dem Mühlviertel	331

Bausteine zur Heimatkunde

Dr. Ernst Burgstaller: Der Beinschlitten im Volkskundehaus der Stadt Ried i. D.	338
Dipl.-Ing. Ernst Rewekowski: Ein Getreidetransport von Ungarn nach Linz im Jahre 1772	344
Herbert Jandaurek: Die Altstraßen zwischen Ebelsberg und St. Florian	347
Otto Kampmüller: Josef Kepplinger. Ein oberösterreichischer Altarbauer	355

Lebensbilder

Dr. Eduard Straßmahr: Primarius Dr. Josef Schider. Zum Gedenken	360
*	
Oberösterreichische Chronik 1949	366

Schrifttum

Dr. Eduard Straßmahr, Dr. Franz Pfeffer, Dr. Wilhelm Frech: Heimatkundliches Schrifttum über Oberösterreich 1948	370
Buchbesprechungen	377
Alfred Marks: Verzeichnis der oberösterreichischen Neuerscheinungen	379

Jährlich 4 Hefte

Zuschriften für die Schriftleitung (Beiträge, Besprechungsstücke) an Dr. Franz Pfeffer, Linz a. D., Museumstraße 14

Zuschriften für die Verwaltung (Bezug) an die Buchdruckerei des Amtes der o.-ö. Landesregierung, Linz a. D., Klosterstraße 7

Verleger und Eigentümer: Verlag des Amtes der o.-ö. Landesregierung, Linz a. D., Klosterstr. 7

Herausgeber und Schriftleiter: Dr. Franz Pfeffer, Linz a. D., Museumstraße 14

Druckstöcke: Kischeeanstalt Franz Krammer, Linz a. D., Krammstraße 3

Druck: Buchdruckerei des Amtes der o.-ö. Landesregierung, Linz a. D., Klosterstraße 7



Die Wallner

Zur Biologie und Psychologie der Bewohner des Kobernauferwaldes

Von Dr. Eduard Kriechbaum (Braunau am Inn)

Österreich besitzt in seinem, wenn auch seit dem Jahre 1919 stark verkleinerten Umfange eine große Reihe von „Volkspersönlichkeiten“, die eine wohl geprägte Eigenart und damit eine Fülle von Begrenzungen aufweisen. In der überaus bunten Gliederung spiegelt sich der große Reichtum an Grenzen. Gerade diese Tatsache macht geistig rege Bewohner der österreichischen Länder ganz besonders hellsehtig. Wer dauernd an einer Grenze lebt, der hat Sinn und Witterung für seelische Eigenart, der wird sich seiner Besonderheit immer stark bewußt sein, der erkennt an den Nachbarn leichter gemeinsam Verbindendes, insbesondere aber sich voneinander scharf abhebende Eigenschaften. Um klare Erkenntnisse im Ganzen zu gewinnen, ist es nötig, mit gründlicher Beobachtungsgabe Landschaft, Siedlung und Volkstum immer wieder zu vergleichen, genaue Befunde aufzunehmen und nie irgend ein Gutachten an die Spitze einer Darstellung zu setzen.

Eine derartige Betrachtung der Bewohner des Kobernauferwaldes, insbesondere seines nördlichen Vorlandes, soll uns im Folgenden beschäftigen. Dieses „Ländchen“ wurde von mir in zahlreichen Fußwanderungen zu allen Jahreszeiten durchstreift. Dabei schwebten mir immer wieder Vergleiche mit anderen großen Waldgebieten und seinen Bewohnern, etwa mit den Rändern des Böhmerwaldes, des oberösterreichischen Mühlviertels, des niederösterreichischen Waldviertels und vor allem mit den Wäldern des Bayerischen Waldes vor. Ich konnte dabei mehr Ähnlichkeiten als Verschiedenheiten gegenüber anderen Waldbewohnern, „Waldlern“, bzw. „Wallnern“ des bajawarischen Stammes feststellen und ein allerdings noch keineswegs abgeschlossenes Bild der Wesensart der Wallner gewinnen.

Landschaft und Siedlung

Der Kobernauferwald ist mit dem östlich anschließenden, im Baue etwas mehr aufgelockerten und viel stärker gerodeten Hausruß das größte Waldgebiet im Alpenvorlande zwischen Bodensee und Wienerwald. Obwohl seine Meereshöhe nur einmal, am Göbelsberg, 800 m erreicht, ist sein Mittelgebirgsscharakter deutlich ausgeprägt. Der Kobernauferwald baut sich aus pliozänen (spättertiären) Schottern auf, die reichlich wasserdurchlässig sind und deren Untergrund aus wasserundurchlässigen, miozänen (mitteltertiären) Mergel-(Schlier-)Schichten besteht. Zwischen diesen Meeresablagerungen und den zu oberst gelegenen Flußschottern erstrecken sich weithin, aber in verschiedener Höhe, Lagen von Kohlenflözen und braunkohlehaltigen (halb in Meeres-, halb in Süßseewasser

abgelagerten) Sanden, die in den Braunkohlenlagern des Hausruß abgebaut werden. Während im Hausruß geschlossenes Bauernland und Bergbaubezirke bis in die innersten Talböden eingedrungen sind und der Wald meist nur schmälere, aber nach beiden Seiten hin gefiederte Rücken dicht besetzt, fehlen im Kobernauferwald heute noch Bergbauggebiete. Die mächtigen, weniger zertalten Quarzschotterlagen ließen in letzterem Raume das alte Bauernland mit seinen Dörfern viel weniger tief eindringen. Die großen Rodungen machten viel weiter draußen im Vorlande der Riesentwälder von einst Halt. Wir können im Kobernauferwald nur im Westen, im Bereiche der Mattigtalfurche, altes Kultur-, Märkte- und Gewerbeland, entlang der großen Wallfahrtsstraße von Altbayern nach St. Wolfgang im Mondseelande, auscheiden. Die Nord- und Südvorlagen des Kobernauferwaldes lassen sich in einer zwar groben Einteilung zweckmäßig wie folgt gliedern:

1. nördliches Gäugebiet mit Bauerndörfern (Altsiedelland des Innviertels),
2. nördliches Walddrodungsgebiet, vorherrschend mit Einzelhöfen,
3. Waldland (siedlungsarm),
4. schmäleres südliches Walddrodungsgebiet mit Einzelhöfen und Weilern,
5. südliches Gäugebiet mit Bauerndörfern (Altsiedelland des Attergaues).

Die nördliche Grenze zwischen Gäubauern und Wallnern — die Bewohner legen sich selbst diese Namen bei — ist so deutlich ausgeprägt, daß sich die Wallner wirklich als ein dem Kobernauferwalde eigenes Völkchen herausheben.

Die Kulturlandschaft des Wallner-Gebietes setzt sich in der Hauptsache aus kleinen Weilern, aus Einzelhöfen und aus bescheidenen Sölden und Häuseln zusammen. Eine Reihe von Pfarrdörfern sind ihre wirtschaftlichen, politischen, kirchlichen und kulturellen Mittelpunkte. Sie liegen meist dort, wo die aus dem Waldlande kommenden Bäche das höhere Hügelland verlassen und in die Vorlandebenen übertreten. Nur zum ganz geringen Teile besetzen sie die Höhenrücken im Walde selbst. Die erste Gruppe der Pfarrdörfer ist älter. Die Ortsnamen enden hier vielfach auf -ach oder -bach, wie im Norden etwa Moosbach, Treubach, Roßbach, Aspach, Mettmach, im Süden Fornach oder sie weisen auf die Waldblage wie Höhnhart, auf Dorfbildung wie Pöndorf im Süden, auf Burgstellen wie Lohnsburg im Norden und Friedburg im Süden und schließlich auf kirchliche Eigenart wie Waldzell. Diese Pfarrdörfer kennzeichnet die in der Regel auf einer Anhöhe liegende Pfarrkirche, die ihren Wehrcharakter in Friedhofmauern und Turmbau immer noch nicht ganz verloren hat. Die Dorfplätze dieser Pfarrdörfer, an denen Gasthof, Kaufhaus (Krämer), Gewerbehäusl (Bäcker, Schmied), sowie aus jüngster Zeit Gemeindehaus und Schule stehen, lassen vielfach nun Straßen an Stelle alter Wege ausstrahlen. Im Zusammenhang mit einem gesteigerten Kraftwagenverkehr werden unregelmäßig und teilweise von Grünflächen und Gärten besetzte Dorfplätze immer häufiger wirklichen Marktplätzen ähnlich. Ihre Ausbildung läßt sich besonders in Pfarrdörfern, die in letzter Zeit Märkte wurden, z. B. in Aspach, deutlich verfolgen. Die zweite Gruppe, die auf Höhenrücken gelegenen Pfarrdörfer wie Schmoln oder St. Johann sind jüngeren Ursprungs. Dabei ist St. Johann,

das einst wirklich in der „Einöde“ lag, das ältere Pfarrdorf, Maria Schmolln dagegen, näher dem Waldrande gelegen, die jüngere Pfarrdorf-, aber vor allem Wallfahrtsiedlung.

Den Aufbau der bauerlichen Wallnerlandschaft, die uns in Nordlagen viel breiter als im Süden entgegentritt, gliedern wir — zwar wieder etwas schematisch — vielleicht folgendermaßen am besten:

1. Täler, die auch in ihren innersten Teilen vielfach versumpft und weitgehend mit feuchten Wiesen besetzt sind, gruben sich noch in die miozänen Mergel und Sande ein. Diese Täler werden in ihren äußeren (unteren) Anteilen meist von Straßen benützt und sind mit Bierseithöfen besetzt. Weiter waldeinwärts verschwinden aber diese Höfe bald. An geeigneten Plätzen stehen meist nur mehr Sölden der Klein- und Häufel der Kleinstbauern, bald an einer schmalen Talleiste, dann wieder auf einem Sporn zwischen Haupt- und Seitenbach.

2. Die Hänge dieser Waldtäler sind tiefer hinein in den Robernauserwald beiderseits bewaldet. Die innersten Talgründe zeigen deutlich den Gegensatz zwischen den meist von Erlen beschatteten wandernden Bächlein und den mit dichtem gemischtem Walde bestandenen Hängen. Wandert man durch einen solchen einsamen Talgrund bis zu den letzten kleinen Anwesen, dann beschleicht einen das Gefühl, mitten in einem geschlossenen Waldgebiete zu stehen. Steigt man aber in den seitlichen steilen Waldlehnen, die oft schon Schotterauflüsse zeigen, zur Höhe hinan, dann steht man immer wieder überrascht auf einer weiten ebenen Fläche, in deren Bereiche Tonhorizonte sichtbar werden, die weithin gerodet, besiedelt, vielfach sogar noch mit Bierseithöfen besetzt sind. Sogar kleine Weiler trifft man hier an.

3. Diese Ebenen, die meist Tonlagen folgen, sind das Hauptsiedlungsgebiet der Wallnerbauern. Die Böden sind hier fruchtbarer als in den Schottergebieten, das Auftreten von Quellen macht die Wasserversorgung leichter; das fast ebene Land begünstigt den Ackerbau. So liegen hier die Verhältnisse für die Erweiterung ländlicher Bauten zu Bierseithöfen keinesfalls ungünstig.

4. Auf den leicht gewellten höheren Schotterflächen und auf den Schotterrücken werden die Lebensverhältnisse schwieriger. Der Wald mußte hier noch mühsamer gerodet werden. Wir finden da Streusiedlungen, deren Ortsnamen vielfach auf -eck enden. In Drei- oder Vieleck-Winkeln sind ihre Flurformen aus dem Walblande herausgeschnitten. Vor allem die beiden Gemeinden St. Johann und Schmolln haben eine Fülle derartiger Eck-Orte. Wegen der Schotterlagen sind hier nicht nur die Ackerböden viel dürrtiger, auch die Wasserversorgung wird, zumal in trockenen Sommern, bedeutend schwieriger. Wir vermögen oft beinahe in einem Karstlande zu stehen. Mühsam wird das Regenwasser, das von den Holzdächern abfließt, in Rinnen gesammelt und umständlich mittelst langer eingekerbter Hölzer bis auf den Boden weitergeführt und dann in einiger Entfernung vom Hause in tiefen, mit Holzprügeln gedeckten Gruben gesammelt. In Trockenzeiten muß das Trinkwasser für die Menschen oft aus weiter Ferne getragen oder mit Wagen zugeführt werden; das Zisternenwasser wird nur als Viehtränke

und für anderweitigen Hausgebrauch verwendet. Die vielfach reichverzweigten Holzgerüste dieser Wasserfammer geben manchem Siedlungsbilde oft ein recht merkwürdiges Aussehen.

Haus- und Hofformen

Die bäuerlichen Wohnhäuser zeigen bei den Häufeln und Sölden, ebenso wie bei den ländlichen Gehöften viel Gemeinsames. Die Holzblokbauten haben immer noch die Vorherrschaft inne — aber kaum mehr lange. Diese Holzhäuser sind an der Wetterseite vielfach schindelverschalt und werden von flachgiebeligen Satteldächern geschützt. Während die Pfettentkonstruktion vielfach noch erhalten ist, sind die steinbeschwerten Legschindeldächer meist verschwunden. Nicht nur Ställe, sondern ab und zu auch Stadel haben flachgeneigte Pfettendächer; diese sind manchmal unsymmetrisch und zwar meist derart, daß die Neigung auf der Wetterseite steiler und das Dach auch weiter herabgezogen ist.

Die alte Behausungsform war das Wohnstallhaus. In seinem wichtigen Würfel sehen wir bei recht altertümlich anmutenden Bauten auf der einen Hälfte der breiten Giebelseite die bäuerliche Wohnung — auf der anderen Seite den Viehstall, meist den Pferdestall. Bei dem Haustyp der Sölden und Häufel, die vielfach auch traufenseitig erschlossen sind, liegen Wohn- und Stallraum zumeist hintereinander und werden wie im Salzburger Vorlandhaus durch eine Quertenne getrennt. Das Verdrängen des Holzes durch den Ziegelbau vollzieht sich ganz allmählich. Als erstes Gebäude wird bevorzugt der Viehstall gemauert, dann folgen Küche und Stube. Der Oberstock, dem häufig ein Laubengang — der Schrott — vorgebaut ist, zeigt noch sehr häufig den altertümlich anmutenden Holzblokbau.

Bei einem landschaftlichen Gesamtüberblick zeigen die Dachformen eine ganz besondere Mannigfaltigkeit. Die Legschindeldächer haben sich nur in den letzten Rodungssecken im Walde erhalten. Bei den Häufeln und Sölden behielt man die flache Dachneigung des Pfettendaches in der Regel bei, verwendete aber statt der Legschindel Ziegel oder Asbestschieferplatten. Die schon etwas ansehnlicheren Drei- und Vierseithöfe dagegen haben nicht nur das Dachmaterial ausgewechselt, sondern die Neigung versteilt. Im Giebelfelde sieht man oft beide Neigungen durch das Alter der Holzwand gekennzeichnet. Ofters hat man das Dach um 90 Grad gedreht, mit ganz besonderer Vorliebe ist man aber zum Ganzwalm- oder Vierblattler übergegangen. Manches dorfnahe Walddorf wie etwa Bradirn bei Munderfing zeigt nebeneinander Häuser mit den verschiedensten Dachformen und Dachdeckungsmaterialien. Weit herabgezogene Krüppelwalm-dächer weisen sogar entfernte Ähnlichkeit mit den Dächern des Schwarzwaldhauses auf.

Die Untersuchung der Gehöftformen ist gerade bei den kleinbäuerlichen Anwesen am Waldrande besonders aufschlußreich. Wir können hier die Entstehung der Vierseithöfe in allen Entwicklungsstufen verfolgen. Dem alten Wohnstallhause wird zumal nach Erweiterung der Nahrungsgrundlage durch

Nodung von Ackerland oder nach Erwerbung eines Wiesengrundes ein abgetrennter Stadel gegenüber gestellt. Um etwa auch im Wohnhause mehr Platz zu bekommen, verlegt man auch den Stall in ein eigenes Gebäude. So sehen wir des öfteren vor unserem Auge aus einem würfelförmigen Einhause einen offenen, manchmal recht unregelmäßigen Dreiseithof entstehen. Die vierte Seite bleibt offen oder wird durch einen Holzzaun teilweise abgeschlossen. Schließlich erbaut man hier eine größere oder kleinere Hütte, die zum Schupfen umgestaltet wird.

Dabei kann aber auch die Vierzahl von Baulichkeiten überschritten werden. Beim Bledentweger in Bledentwegen bei Waldzell bekommen wir einen völlig unregelmäßigen Fünfeithof zu Gesicht. Die Hofstatt setzt sich aus einem Wohnhause, dem hölzernen Stall, dem vortrefflich gezimmerten alten Getreidekasten, dem hohen, aus jüngerer Zeit stammenden Stadel und aus einem Schupfen zusammen.

Wir können uns im Ganzen die Entstehung des regelmäßigen und geschlossenen Vierseithofes mit folgendem Entwicklungsgang verdeutlichen:

1. Wohnstallhaus mit angebauten Hütten.
2. Wohnstallhaus mit einer oder mit zwei abgetrennten Baulichkeiten.
3. Aufstellung von drei Nebengebäuden in oft unregelmäßiger Anordnung.
4. Übergang vom unregelmäßigen Fünf-, Vier- oder Dreiseithofe zum quadratischen, geschlossenen Vierseithofe.
5. Anfang einer Vierkanterbildung durch Zusammenbauen der Baulichkeiten im Bereiche der Seitentwände der Nebengebäude.

Auch für die Siedlungen ergibt sich die Möglichkeit einer Reihung nach den Altersschichtungen der Ortsnamen. Den -ing und -heim-Orten im Gäulande folgen die -bach, -ach, -dorf-Namen an der Grenze von Gäu- und Waldlande. Im Waldlande selbst liegen die -brand und -seng-Orte mehr in den äußeren Waldgebieten, die -reit, -roid, -schlag-Orte bereits tiefer im Walde, die -eck-Orte schließlich im innersten Walde.

Die Wirtschaft

In den Gehöften der Waldbauern müssen wir immer ein Spiegelbild der Wirtschaftsweisen sehen. Die Ställe haben oft noch eine recht ansehnliche Größe; die Stadel dagegen sind viel bescheidener als draußen im Grenz- und Gäulande. Schon bei den in ihren Vierseithöfen hausenden Waldbauern spielt der Wald selbst eine wichtige Rolle im Wirtschaftsleben. Die Holzarbeit in der Winterszeit, die Zufuhr von Waldstreu zu allen schneefreien Jahreszeiten nehmen viel Zeit in Anspruch. Die Waldweide dagegen ist bereits überall stark zurückgedrängt. In den letzten Jahren ist zur Viehzucht und zum Getreidebau auch wieder in größerem Ausmaße die Schafzucht und der Flachsbau getreten; heute sind die Frauen und Mägde wieder stärker mit dem Spinnen und dem Stricken von Strümpfen beschäftigt. Als Futtermittel für die Rüge pflegt man schließlich in jüngster Zeit den Anbau von Kürbissen immer stärker. Die Bienenkörbe sind von

den Holzschrotten meist als Bienenstöcke in eigene Häuschen gewandert; man bringt dafür in sonnigen Ecken dieser Gänge meist den Flachs, in Bündel zum Trocknen geschichtet, oder die Kürbisse zum völligen Ausreifen unter.

Für die nahe dem geschlossenen Waldrande gelegenen Bauernhöfe und Sölden bedeutet das Wild, insbesondere das Hochwild, eine nicht unbedeutende Schädigung. Die Hirsche kommen bis zu den menschlichen Behausungen, fressen den spät gereiften Hafer, graben Kartoffel aus und setzen somit dem Ackerlande ganz bedeutend zu. Daß da die Söldner und Bauern in solchen Fällen oft zur Selbsthilfe greifen, darf uns nicht wundern. Das Wildern gehörte ehemals zum guten Ton der Wallner und wurde nie als ehrenrühriges Geschäft empfunden. Bezeichnend für die Einstellung dem Wildererwesen gegenüber sind viele Erzählungen und Anekdoten, oft mit Jägerlatein gepaart, die sich zumal von alten Wilderern erhalten haben. So rühmte sich ein St. Johanner Bauer, der mit einem zugekniffenen, listigen Auge angab, selbst nie gewildert zu haben, daß sich sein Vater nach einem langen Wildererleben prahlte, so viele Hirsche und Rehe geschossen zu haben, daß er mit den Tieren, wenn er sie in eine Reihe gelegt hätte, von St. Johann bis Aspach gekommen wäre! Für die Einstellung der Waldbauern zum Wildern ist die Erzählung des Bauern kennzeichnend, daß er einmal dem Pfarrer in Aspach sein Wildern gebeichtet hätte. Within war er sich seines Unrechtes doch etwas bewußt. Als aber dann der Pfarrer begann, ihm Vorwürfe ob seines Tuns zu machen, geriet der Bauer mit ihm in einen scharfen Wortwechsel. Der Bauer gab dem Pfarrer zu wissen, daß der Herrgott das Wild vorerst für die armen kleinen Leute geschaffen habe; erst allmählich hätten die Reichen mit Gewalt die ganze Jagd an sich gerissen.

Stehen auch die Wallner, vor allem die Kleinbauern, der Jagd vielfach anders gegenüber, als es die Gesehe des Staates verlangen, so ist der Wald doch für sie eine sehr wichtige Grundlage ihres Lebens. Mit der bescheidenen Viehzucht und dem Anbau von Kartoffeln allein könnte auch die genügsamste Wirtschaft nicht selbständig aufrechterhalten werden. Noch heute arbeitet die Mehrzahl der Söldner und Häusler im inneren Walde irgendwie mit dem Holze — viele der eigentlichen Wallner sind vorerst Holz knechte. Das Leben in den Holz knecht hütten, das sich im Gebirge heute noch immer wochenlang hinzieht, ist im Kobernauferwalde in den letzten Jahrzehnten beinahe ganz verschwunden. Die Holzarbeiter suchen tagtäglich des Abends ihre eigenen Behausungen auf, wenn sie dabei auch weite Wege zurückzulegen haben. So können sie ihrer Familie bei dem Betriebe der kleinstbäuerlichen Wirtschaften besser beistehen.

Zum Holz knechtberuf kommt das Streufahren aus dem Walde und das Holzfuhrwerkern in den schneereichen Wintermonaten, die viele Arbeitskräfte binden, das Stangelhacken (Lichten des Jungholzes), das Waldbpflanzensehen und vor allem für die Frauen und alten Leute das Beerenpflücken und Schwammerlsuchen in der warmen Jahreszeit. Zu diesen Beschäftigungen gesellt sich noch

eine lange Reihe von Berufen, die mit dem Holzreichtum in Verbindung stehen, allerdings immer seltener werden und vielfach nur mehr in der Erinnerung alter Leute weiterleben. Alte Hausnamen, wie „beim Ripfenmacher“, „beim Besen-Nazi“ oder „beim Roller“ lassen uns alter Berufszweige gedenken, die heute, mancher für immer, der Vergangenheit angehören. Häufig sind noch Besenbinder, Rechen- und Gabelmacher, Schindelmacher, Scheibkorbmacher, viel seltener sind bereits Schaufelmacher, Köhler und Pechler, ausgestorben die Ripfenmacher. Das Köhlergewerbe kam in den Jahren nach dem ersten Weltkriege wieder stark in Schwung. Die Holzkohle wurde in größeren Mengen in die Fabriken und Hammer Schmieden des Mattigtals geliefert. Mancher Köhler verdiente bei der mangelhaften Kohlenzufuhr von auswärts einen schönen Bazen Geld. Nach Besen aus Birkenreisern besteht heute wieder eine erhöhte Nachfrage und ein alter Besenbinder erzählte mir, daß er im Vorjahre wieder zwanzig Duzend Besen auf den Markt gebracht habe. Zum Schaufelmachen wird vor allem Ahorn- aber auch Buchenholz verwendet. Zahlreiche Wallner, besonders die Häusler, aber auch Söldner, die in ihren jungen Jahren als ärarische Holzknechte dienten und der Herrschaft Mattighofen unterstanden, haben sich dabei die verschiedensten Fähigkeiten eines Zimmermannes und eines Tischlers erworben.

Ein alter einundsiebzigjähriger Holzknecht aus Scherfed, der mir in einem langen Gespräche gar vieles aus dem Leben der Wallner erzählte, gab mir dabei gute Einblicke in das Arbeitsleben eines solchen ausgedienten Holzknechtes. Von künstlerischen oder auch nur kunstgewerblichen Leistungen seiner Arbeitskollegen wußte er nichts zu erzählen. Er kannte weder Figuren- noch Krippenschnitzer. Dabei war er aber doch selbst ein wirklicher „Tausendkünstler“. Vordem war er durch Jahrzehnte ein einfacher Holzknecht; später hatte er den Köhlerberuf dazugelernt. Daneben verstand er sich nicht nur aufs Besenbinden und Schaufelhacken, sondern auch auf das Verfertigen von Schaufeln, von Radlböcken, von Schlitten. Er hatte selbst bereits allerlei Zweige des Zimmermann- und Tischlergewerbes betrieben. Dieses vielseitige Streben im Sinne einer weitumfassenden Eigenwirtschaft (Autarkie) kann man gerade in den kleinstbäuerlichen Anwesen in den innersten Talgründen oft beobachten. Im Talgrunde des Mettmacherbaches z. B. nützt der Holzweisenmann den kleinen Bach zum Betrieb einer Dynamomaschine aus, die ihn nicht nur mit Licht versorgt, sondern ihm auch den Kraftstrom für eine Reihe einfacher Maschinen (Geräte, in einer Tischlerwerkstätte, Schleifsteine, Futterschneidmaschine, eine Jauchepumpe) liefert.

Die Behausung meines Scherfeder Holzknechtes führt den Namen „beim Ripfengraber“. Auf mein Befragen erzählte er mir ausführlich, daß die „Ripfen“ bis in die Zeit nach dem ersten Weltkriege von den Donauschiffbauern viel verlangt wurden. Ripfen sind 15 bis 20 Zentimeter starke, im Wurzelstocke natürlich gebogene Hölzer, die einstmals beim Bau der Donauplatten Verwendung und großen Absatz fanden. Aus ihnen baute man das Grundgerüst der Platten auf, sie mußten deshalb besondere Eignung besitzen.

Kleidung und Nahrung

Wie wir bei unseren Wallnern wenig Sinn für künstlerische Holzbearbeitung fanden, ähnlich ist auch in Tracht und Kleidung wenig Sinn für Schönes, für Malerisches zu entdecken. Hier wie dort steht der Nützlichkeitsstandpunkt allem anderen voran. Wie draußen im Gäu tragen zwar auch die Wallner-Bäuerinnen ab und zu noch die großen schwarzen Kopftücher zu Flügelhauben gebunden. Aber sie werden Jahr für Jahr seltener und nur manche alte Bäuerin hält ihre Kopftracht hoch in Ehren. Die jungen Frauen tragen nur mehr einfache Kopftücher.

In der Bekleidung der Holzknechte spielen lange Lederhosen, im Winter aber vor allem selbstgestrickte Strümpfe und saulederne derbe Schuhe eine wichtige Rolle. Die dicken Strümpfe reichen in der kalten Jahreszeit bis an die Hüften, wo sie angenadelt werden. In früheren Zeiten gingen die echten Wallner bis spät in den Herbst hinein barfuß. Dadurch wurde die natürliche Sohle des Fußes so hart, daß man beinahe von einem Hufe hätte sprechen können. Von einem alten Kleinbauern in der St. Johanner Gegend wurde mir durch seinen glaubwürdigen Sohn erzählt, daß sein Vater auch im Winter keine Lederschuhe trug, sondern sich Sohlen aus Sauleder an seine derben Schwielen nähte. Für die Kost waren ursprünglich Kübelspeck und Speckknödel die wichtigste Grundlage. Fette Kost, wie der Schmarrn, war ebenso beliebt. Alle drei waren sie bei der harten und schweren Arbeit insbesondere im Winter als Kraftquelle unbedingt nötig und zweckdienlicher als das Fleisch. Allmählich hielten auch die Kartoffeln ihren Einzug bei den Wallnern. Man könnte jetzt keinesfalls mehr sagen, die Erdäpfel spielen als Nahrungsbestandteil fast keine Rolle. Der Kartoffelkase wird übrigens recht gerne als Brotaufstrich verwendet. Es bezieht sich sogar eine Reihe von Spottversen der Gäubauern auf das Kartoffelessen der Wallner. So sagt man im Gäu:

„Lusti fand d' Wallner, wenn die Erdäpfel blühen,
sie freun sich schon wieder aufs Erdäpfel fieden.“
„Lusti hand d' Wallner, wenn die Erdäpfel blüh'n,
weil's wieder wissen, daß s' Erdäpfel kriagn.“

Als Hausstrunk fand der Most nur ganz allmählich vom Gäu her seinen Eingang in das Waldgebiet. Das rauhe Klima der Hochlagen ist eher obstfeindlich; höchstens gedeihen Mostbirnen. Am beliebtesten ist immer noch die bajuwaische Sitte des Biertrinkens, die bis in die jüngste Zeit die Wallner stark ins Gasthaus zog. Im Hinblick auf die Verbreitung des Hausstrunkes konnte man immer noch sagen, daß im südlichen Kobernauserwald (Landl) der Most bevorzugt wird, im nördlichen dagegen bis heute Bier die Vorherrschaft hat. Eine leider nicht ganz geringe Verbreitung hat in jüngster Zeit das Schnapsbrennen und Schnapsstrinken gefunden.

Körperbau

Im Hinblick auf den Körperbau der Wallner möchte ich kein abschließendes Urteil fällen. Trotzdem ich an manchem Orte, insbesondere in St. Johann, die

zu und von der Kirche kommenden Menschen recht genau ansah, konnte ich kein stärkeres Hervortreten des dinarischen Typus bemerken. Vereinzelt lagere dinarische Typen mit hohem Schädel- und Winkelprofil im Gesichte reichen meines Erachtens nicht aus, die Ansicht Konrad Schiffmanns zu stützen, es sei eine größere Zahl von Holzknechten zur harten Rodungsarbeit aus dem Windischen (Steiermark?) herbeigeht worden. Auch der mehr awarisch-slawische Typus der Westslawen, die etwa durch die kolonisationsartige Tätigkeit des Bistums Bamberg im nördlichen Kobernausferwald, aber auch von Friedburg und Frankenmarkt her, angesiedelt worden sein konnten, ist kaum in Spuren vorhanden. Ich beobachtete vielmehr gerade bei Frauen und Mädchen der Wallner recht häufig blonde, blauäugige Typen, häufiger als die sehr dunklen. Bei den Männern sah ich neben hageren, vielfach leicht unterfetzte Gestalten, die sich oft als Kaufbolde von Format, aber manchmal auch als ausgezeichnete Erzähler erwiesen. Merkwürdig kleine, mit Kröpfen behaftete, geistig etwas zurückgebliebene Gestalten beobachtete ich des öfteren unter den Schäfern. Die alten Schäfer sind die letzten Reste eines früher viel verbreiteten Völkchens. Vor allem wegen des bedeutenden Wertes der Schafwollgewebe, aber auch wegen der hohen Einschätzung des Schafmistes als Dünger für die anzubauende Gerste konnte man früher die Schafhirten mit ihren Herden allorts beobachten.

Vom allgemeinen Charakter der Wallner

An der seelisch-geistigen Formung unserer Wallner sind ohne Zweifel sowohl geographische als auch soziologische Verhältnisse mitbeteiligt. Zu diesen gehören:

1. Ihr Leben in kleinen und kleinsten Einödhöfen. Zum nächsten Nachbarn ist oft ein weiter Weg.
2. Die Stadtferne des Wallnergebietes. Die Städte Ried, Braunau und Bocklabruck liegen viele Stunden entfernt.
3. Der Mangel an wichtigen Straßen für einen Durchgangsverkehr. Erst der Autoverkehr der letzten Jahrzehnte milderte diese Verkehrsarmut.
4. Der Niederschlagsreichtum der Landschaft am Alpenfuß schenkte unserem Waldgebiete einen ausgesprochenen Mittelgebirgscharakter, dem schneereiche Winter das Gepräge geben.
5. Holz- und Feldarbeit erfordern hier große Kräfte. Das Leben in und mit dem Walde war hart und entbehrungsreich.
6. Die Verkehrsferne brachte in viele Gebiete, so in den Raum um St. Johann, eine gewisse Inzucht mehrerer Großfamilien, die erst in jüngster Zeit durch einen bescheidenen Zustrom fremder Familien etwas gelockert wurde.

Als die hervorstechendste Eigenschaft der Wallner möchte ich die Vorherrschaft des *Triebens* gegenüber dem *Verstandes-* und *Gemütsleben* bezeichnen. Die Wallner sind in diesem Sinne ernst, rau, nüchtern, nur schwer begeisterungsfähig, dem Fremden gegenüber verschlossen, aber sonst im Ganzen

ausgesprochen triebhaft. Die bajuwarische Wesensart hat sich als eine Art „Vorzeitform“ bei den Wallnern noch weitgehend erhalten.

Vorerst wirken zwar von Jugend auf und auch späterhin die Wallner recht verschlossen und stark zugeknöpft. Man könnte beinahe sagen: sie riegeln sich nach außen hin ab und sind nach innen gekehrt. Hat man aber einmal den Schlüssel zu ihrem Innenleben gefunden, dann tauen sie auf, werden sogar überraschend gesprächig und mahnen uns zur Vorsicht gegenüber allgemeiner oberflächlicher Beurteilung. Der anscheinend felsenharte, einzelgängerische Mensch zeigt innerhalb einer freilich sehr derben Schale nicht nur einen guten, sondern sogar oft einen weichen Kern. Starke Rauflust und hochgradige Gastfreundlichkeit stehen sich oft hart gegenüber. Der Spieltrieb, der Jagdtrieb, ein starker Geschlechtstrieb und ein allgemeiner Hang zur Unmäßigkeit treten immer wieder deutlich in Erscheinung.

Im Hinblick auf ihre Rauflust haben gerade die „Saiger Hanfer“ (die Wallner aus der großen Altgemeinde St. Johann) im ganzen Bezirk Braunau eine gewisse „Berühmtheit“ erlangt. Nachdem ich meinen einundsiebzigjährigen Holzknecht vor seinem kleinen Antwesen „beim Ripsengraber“ in Scherfeld zum Sprechen gebracht hatte, erfuhr ich aus seinem Munde allerlei über Rauf-Großkampftage im Raume von St. Johann. „Heute“, so meinte mein Gewährsmann, „haben die jungen Leute keine Schneid mehr, aber auch das Bier ist nichts mehr wert. Aber als ich jung war, da war das Fortgehen noch ein wirkliches Vergnügen.“ Unterm „Fortgehen“ verstand man den sonn- und festtägigen Ausgang der jungen Burschen, etwa vom 18. Lebensjahre an bis zu ihrer Verheiratung, also bis zum 25. bis 30. Lebensjahre. „Heute gehen ja die Burschen leider schon — kaum daß sie der Schule entwachsen sind — ins Gasthaus.“ Dann erzählte er mir ausführlich von einer berühmten Großrauferei, zu der einmal 36 Burschen aus der Schmolln nach St. Johann kamen. Hier wurde dann im Gasthause drei Viertelstunden tüchtig gerauft. Die ganze Gemeinde St. Johann half gegen die Eindringlinge zusammen, um den Überfall zu rächen. Nach einen langen Hin und Her blieben die „Saiger Hanfer“ Sieger. Die Schmollner wurden über das Stiegengeländer geworfen und die St. Johanner beherrschten das Feld. Das Messerstechen erklärte mein trefflicher Erzähler als etwas Verächtliches.

Anlaß zu Raufereien bot vielfach das Zechenwesen. In St. Johann gab es einstmals vier Zechen lediger Bauernburschen: die Oberecker (von St. Johann Ort), die Frauschereder, die Stixeder und die Schneidler. Die Stixeder Zecher, der mein „Ripsengraber“ angehörte, war bereits eingegangen. Dann zeigte mir mein Erzähler seine Narben am kahlen Schädel und erzählte mir, auf mein Befragen hin, wie oft er von der Obrigkeit eingesperrt wurde — nicht oft. Er sei nur sechs- oder siebenmal in Mattighofen und Braunau gefesselt — aber nie für längere Zeit, sondern höchstens vierzehn Tage. Als Raufwerkzeuge dienten meist die Füße, die man gewöhnlich den Fühbänken ausriß, Bierkrügel, aber auch eigene Raufinstrumente. In St. Johann gab es einst einen Mann, der die Erzeugung derartiger Waffen gewerbsmäßig betrieb. Mittels

einer eigenen Form goß er das Blei in Klumpen, die mit scharfen Graten ringsum besetzt waren. Diese Bleiknöpfe mit ihren kammähnlichen Graten wurden am Ende eines Schenziemers befestigt.

Mit der Kauflust paarte sich natürlich eine starke Trinksfreudigkeit. Noch in der Zeit, als nach dem ersten Weltkriege die Köhlerei von neuem blühte und viel Geld in die Säcke der Köhler kam, wurde das elektrische Licht im Gasthause oft auch eine ganze Woche lang nicht abgedreht. Da kam nun auch der Spieltrieb stark zur Geltung. Dem Kleinbauern saß das oft so schwer verdiente Geld recht locker. Nicht nur im Kaufen, sondern auch im Trinken hatte St. Johann seine Größen. So gewann ein Bursche einmal eine hohe Wette, weil er es zuwege brachte, während der Zeit des mittägigen Gebetläutens fünf Liter Bier bis zum Ende des Läutens allein auszutrinken.

Im Allgemeinen ging es bei Spiel und Trunk nicht so hoch her. Aber ins Gasthaus zog man am Sonntag immer gerne. Da gab es auch oft Musik. Meist wurde Zither gespielt. Das Volkslied wurde wenig gepflegt — man sang nur Lieder zum Landla, also Tanzgefänge. Im allgemeinen tanzte man Landler und sang dazu. Aber man kannte auch Walzer, den Bayerischen — sogar auch den Steirischen. Neben dem Gasthausbesuch wurde aber doch auch die h ä u s l i c h e U n t e r h a l t u n g gepflegt. Vor allem im Winter gab es Heimtänze zur Zither, man tanzte aber auch zur Mundharmonika. Auch anderes Brauchtum knüpfte sich insbesondere im Herbst und im Winter an leichtere Hausarbeit. Tanz und Lied waren in der Regel verbunden. So gab es, wenn im Herbst die Rüben „pleklt“ (entblättert) wurden, nachher einen Rübentanz. Oder die Männer schälten die Äpfel, die Mädchen spalteten sie in „Speidel“ — nach der Arbeit folgte ein „Speideltanz“. Besonders wild und ausgelassen ging es bei den Maschintänzen her. Da kam die starke Kraft oft ungehemmt zum Ausbruche. Im Ganzen hatte aber im Walde die häusliche Geselligkeit, der „Hoamgarten“, nicht die große Bedeutung wie in den Dörfern der Gäubauern. Doch erzählte mir eine junge Soldnerin aus Stixed fast mit einer inneren Begeisterung, wie man des Abends, nach getaner Arbeit vorm Hause sitzend, das nahe Köhren der Hirsche vom Waldesrande her höre, wie dann auch von den ferneren Göliden her die leisen Töne der Zithern mit ihrem feinen Kling-Klang die Luft durchschwirren. Zitherspieler und Musikanten gibt es ja überall im Walde. Gute Sängerinnen sind freilich selten. In jüngster Zeit werden aber auch Volkslieder zur Zither gesungen. Manchmal kommen die Burschen der Nachbarhöfe auch bei einem Bauern zusammen, um Musik zu machen und zu tanzen; das Leben der Jechen bleibt aber ans Gasthaus gebunden.

Von der großen Gastfreundlichkeit der Wallner könnte ich selbst manches Beispiel erzählen. Als ich einmal mit meinem Wandergenossen bei einem uns unbekannten Bauernhose mitten im Waldgebiete um ein Glas Wasser bat, wurden wir in die Stube geladen und uns ein Krug Most vorgesetzt. Dann brachte die Bäuerin aber auch noch Krapfen und eine Schüssel Klezenbrühe.

Der Kinderreichtum ist bei den Wallnern größer als bei den Gäubauern. Früher blieb das Gäu nur an Zahl der ledigen Kinder hinter dem Wald zurück. Heute hält sich die Zahl der ehelichen und unehelichen Kinder hier wie dort beiläufig die Waage, nur haben im allgemeinen die Holznechte mehr Kinder als die Bauern. An schönen Sonntagen sieht man des Abends oft große Gruppen junger Menschen, die vom Wald her zu Fuß oder mit dem Rade ins Gäu hinaus streben. Das Waldland versorgt mithin das Bauernland im Gäu immer noch mit Menschen, mit tüchtigen Arbeitskräften. Die großen Familien, der Kinderreichtum, bewirken es, daß die Waldeute immer noch recht zusammenhalten. Man kann nicht nur von einer großen Gemeinschaft der Wallner, sondern von wirklichen Großfamilien einiger Geschlechter sprechen.

Das Denken der Waldbauern

Das Denken der Wallner kann vielleicht am besten mit drei Begriffen umschrieben werden. Es ist:

1. konservativ-statisch,
2. konkretanschaulich,
3. ökonomisch-phantasiearm.

Das konservative Denken der Bewohner des Robernauferwaldes äußert sich fürs erste in der festgefügtten Haltung der väterlichen Autorität, in einem ausgesprochenen Familiensinne, vor allem aber in einer kaum zu erschütternden Heimatgebundenheit. Besonders da, wo es sich um selbstgerodetes Land, um einen mühsam bebauten Acker, um einen allmählich ausgebauten Hof handelt, hängt der Bauer überaus stark an seiner eigenen Heimat. Er würde sie trotz Not und Dürftigkeit nie mit einem viel besseren Stück Ackerland, mit einer weniger saueren Wiese oder mit einem größeren Gehöft draußen im Gäu vertauschen. Selbst ferne von der eigenen Hofstatt liegende Grundstücke werden nie gegen näher oder bequemer liegende Fluren verschachert. Als man in der Zeit zwischen 1938 und 1943 einmal den Plan erwog, die Waldbauern auszusiedeln, das wenig ertragreiche Ackerland aufzulassen und den Wallnern als Gegenwert gute Böden im Gäulande zu geben, hörte man nur eine Stimme der unbedingten Ablehnung dieses Vorhabens. Man schenkte der kargen Waldheimat eine besondere Liebe, man stand jeder Aussiedlung, die den Wald in seiner alten Form wieder geschlossen hätte, geradezu feindselig gegenüber.

Diese konservative Denkweise äußert sich aber auch in der Erhaltung alten Volksglaubens. Über Brauchtum und Volksglauben im Robernauferwald könnte man ein ganzes Buch schreiben. Die jungen Wallner glauben zwar vieles nicht mehr; sie pflegen aber trotzdem noch immer allerlei unterschiedliches Brauchtum. Bei den Alten merkt man aber klar und deutlich, daß sie fest am Glauben der Väter hängen, wenn auch immer stärkere Zweifel hörbar werden. So spielt das Anwenden bei menschlichen Krankheiten, bei Untertuch (Rachitis), „Wurm“ (Panaritium), Zahnweh und Rheumatismus ebenso wie bei Tieren (Ausrenken im Gelenke) noch eine große Rolle. Die Zahl der Anwender

ist ebenso wie die der Hexen immer noch groß. Da und dort berichtet auch ein alter Mann, unters wilde Sjoad (die wilde Jagd) gekommen zu sein; da mußte man sich raschestens auf den Boden niederwerfen, daß der wilde Jäger, der Teufel, meinte, sein Zug ginge nur über Maulwurfshügel dahin. Manch einer hatte auch den Teufel selbst gesehen oder wußte dies ganz bestimmt aus dem Munde seines Vaters. Meist erschien der „Schreckliche“ bekleidet mit einem grünen Jagdanzug; statt eines Beines besaß er aber einen Geißfuß. Auch „Nachtln“, die als unerlöste Seelen gedeutet werden, haben sich dem einen oder anderen gezeigt.

So stark der Konservatismus in allen Schichten vom Heidentum zum Christentum ausgeprägt ist, so selten erfährt das Triebleben, ob es sich nun um den Kauftrieb, die Trunksucht oder den Geschlechtstrieb handelt, durch das Christentum, mag man auch die Gebote äußerlich streng einhalten, eine Milderung oder Zähmung. Man hat auch an keiner Form des Schulunterrichtes eine besondere Freude. Schon von frühester Jugend auf ist die Arbeit das große Gebot der Stunde. Der doch zu weit in der Ferne liegende Nutzen des Lernens wird nur wenig beachtet. Die Zahl der nicht entschuldigten veräumten Schultage ist sehr groß. Freilich kann man da auch die weiten Entfernungen und die schneereichen Winter zur Entschuldigung wenigstens etwas heranziehen.

Das konkrete Denken. Im Brauchtum, besonders im Volks- und Christenglauben, spielt die Anschaulichkeit der Denkformen immer noch eine bedeutende Rolle. Sie tritt schon ganz allgemein bei jeder längeren Erzählung in Erscheinung. Gute, recht lebendig schildernde Erzähler sind noch immer sehr häufig. Da schildern zumal alte Leute und auch jüngere Frauen Ereignisse aus ihrer Jugend, aber auch vieles aus weit zurückliegender Ahnenüberlieferung so greifbar und wirklichkeitsnahe, daß man das Erzählte bildhaft vor sich sieht. Die Heiligenverehrung gibt besonders schöne Beispiele dieses anschaulichen Denkens. Die Mutter Gottes hat die alten Heiligenkulte noch immer nicht verdrängt. Der hl. Sebastian ist wegen seiner Giftpfeile der Schutzpatron gegen die Pest und gegen ansteckende Krankheiten des Menschen geworden, St. Leonhard, der Gefangenenbefreier, wurde wegen seiner Eisenkette zum Viehpatron und St. Florian, dessen Tod durch Ertränken ein Schaff mit Wasser versinnbildet, ist der Schützer des Hauses und Hofes gegen Feuersnot.

Am Leonharditage (6. November) pilgerte man freilich zu keiner St. Leonhardskirche, sondern zur Mutter Gottes in die Schmolln. Die Wallfahrt zu Maria Schmolln ist noch ziemlich jungen Ursprunges (18. Jahrhundert). Sie ließ aber doch ein ganzes reiches Netz von Wallfahrtswegen entstehen, die immer stärker zu Autostraßen ausgebaut werden. Auch der geräumige Dorfplatz vor der Schmollner Marienkirche wurde zu einem langen Marktplatz mit zahlreichen Gasthäusern und einer Reihe von Kaufläden mit Krambuden umgestaltet.

Aber nicht nur die Heiligenverehrung und der ausgebildete Kult, dem Weihgeschenke als sichtbarer Ausdruck dienen, zeigen ausgesprochen anschaulich-

konkrete Züge. Im gleichen Sinne sprechen auch die überall erzählten Geschichten vom „Herrgottsschlager“ und vom „Herrgott am Langwied“: Der Wagner Jaf vom Moosberg verspielte einen Prozeß, in einem Zornanfall darüber schoß er mit seinem Gewehre auf das Kreuz im Herrgottswinkel. Seither nannte man ihn den „Herrgottsschlager“. Der Matthias von Warmanstadl bei Mettmach mußte jeden Tag in den Wald, um Holz zu fahren. Eine Woche hindurch regnete es in Strömen. Am Samstag aber wurde ihm die Geschichte mit dem schlechten Wetter zu dumm. Er nahm das Kreuzifix vom Herrgottswinkel herab und sagte dazu: „Heut' muasht mit, daß du es weißt, wie es ist draußt“. Mit diesen Worten nahm er das Kreuz und band es an die Wagenstange, den sogenannten Langwied, an.

Das ökonomisch-phantasiearme Denken. Der Wallner ist nie so selbstherrlich wie sein Nachbar, der Säubauer. Er besitzt aber einen ausgezeichneten Geschäftssinn und ist sogar pfiffiger als sein Landsmann draußen im Gäu. Der Säubauer sagt nach einem Handel mit dem Wallner häufig: „Angeschmiert ist man immer, wenn man mit einem Wallner handelt.“ Der Wallner wiederum sagt nach einem gut gelungenen Geschäft: „Jetzt hab ich wieder einen gekriegt!“

Das Phantasieleben der Wallner ist im Allgemeinen nicht sonderlich entwickelt; es äußert sich höchstens in einem guten Erzählertalente, das von zahlreichen Sagen und von mancherlei wundersamen Geschichten zu fabulieren weiß. Dagegen besitzt der Wallner eine ausgezeichnete *Beobachtungsgabe*, sowohl für Eindrücke des Gesichts- als auch des Gehörssinnes. Wenn z. B. irgend ein Fremder zu den Höfen der Waldbauern kommt, dann wird sein Äußeres eifrig besprochen, man macht sich allerlei Gedanken. Sieht man auch nur irgendwie etwas Ungewöhnliches, dann wird die Neugierde im Besonderen geweckt und man beobachtet Einzelheiten mit einem wahren Spürsinn.

Wir sprachen bereits bei der Wirtschaft der Wallner von ihrer Vielseitigkeit, von ihrem ausgeprägten Hang zur Selbstgenügsamkeit, zur Autarkie. Bei allen diesen Bestrebungen erweisen sich die Wallner als *praktisch sehr begabt*, man könnte beinahe von einem ausgebildeten Erfindergeist sprechen. Nur die rein künstlerischen Fähigkeiten bleiben beschränkt.

Wenn man die Bauern Oberösterreichs nach einer der vielen bestehenden Möglichkeiten gliedern will, kann man sich auch an folgende Einteilung halten:

1. stadtnahe Bauern,
2. Säubauern,
3. Waldbauern oder Wallner,
4. Bergbauern.

Von den Wallnern, den Waldbauern des Kobernausertwaldes, kann man kurz zusammenfassend sagen, daß sich in und bei ihnen der Kern der bajuwarischen Wesensart in noch ausgesprochenen Primitiv-, bzw. Vorzeitformen weitgehend erhalten hat.